

„Gehen Sie an die Arbeit“

Zur Geschichte der „Gastarbeiter“ in Wien 1964–1989*

Wien in der Nachkriegszeit: Das war zunächst eine im sicheren Abseits liegende Großstadt, die in erster Linie mit sich selbst und ihrem Wiederaufbau beschäftigt war. Erst nach dem Ende der Besatzungszeit erwachte erneut der Wunsch nach mehr. „Wien wird wieder Weltstadt“, lautete der Titel einer 1956 vom österreichischen Städtebund gemeinsam mit dem Wiener Kulturamt herausgegebenen Schrift, die programmatisch das künftige, an alte Metropolenvorstellungen anknüpfende urbane Leitbild ausdrückte.¹ Im Eiltempo versuchte man, das provinztädtische Dasein hinter sich zu lassen und wieder Anschluss an die „große Welt“ zu finden: Wiens Brückenfunktion, seine Vermittlerstellung zwischen Ost und West lebte wieder auf. Die Stadt wurde als Sitz der OPEC und als Kongressstadt positioniert, infrastrukturelle Großprojekte wurden in Angriff genommen.

Dokumentiert wurde diese erneute Hinwendung und Öffnung zur (westlichen) Welt in dem 1965 erschienen, über 300 Seiten umfassenden Prachtband „Wiedergeburt einer Weltstadt“, der nachvollziehbar machen sollte, so Bürgermeister Franz Jonas im Geleitwort, wie „im Verlaufe von nur zwanzig Jahren eine fast erloschene Weltstadt in wunderbarer Weise eine Wiedergeburt erlebte“.²

WIRTSCHAFTSBOOM ERZWINGT SOZIALE ÖFFNUNG

Die real äußerst schwierige Identitätssuche, die sich hinter solch wohlformulierten Sätzen verbirgt, die mühevoll Verarbeitung der sozialen, kulturellen und politischen Brüche der Vergangenheit, fällt Mitte der 60er-Jahre zusammen mit einer ökonomisch begründeten sozialen Öffnung, die Wien letztlich weit mehr in Richtung Weltstadt verändern sollte als so manch bauliche oder stadtplanerische Maßnahme: Ausländische Arbeitskräfte wurden gezielt in die Stadt geholt, die meisten von ihnen aus dem damaligen Jugoslawien, in geringerer Anzahl auch aus der Türkei.

Mit beiden Staaten schloss die österreichische Bundesregierung unter Einbindung der Sozialpartner („Raab-Olah-Abkommen“) 1964 bzw. 1966 eigene Anwerbeverträge ab. Österreich folgte dabei dem Vorbild anderer mitteleuropäischer Länder, v. a. Deutschlands, wobei sich folgende Besonderheiten feststellen lassen: Zeitlich gesehen begann der Arbeitskräfteimport vergleichsweise spät und erreichte innerhalb von wenigen Jahren seinen Höhepunkt. 1973–83 folgte sodann der europaweit höch-

* Der vorliegende Beitrag entstand im Rahmen der Mitarbeit des Autors an der Ausstellung „Gastarbeiter – 40 Jahre Arbeitsmigration“ (22. 1.–11. 4. 2004 im Wien Museum Karlsplatz). Vgl. dazu Hakan Gürses, Cornelia Kogoj, Sylvia Mattl (Hrsg.), *Gastarbeiter. 40 Jahre Arbeitsmigration*, Wien 2004.

¹ Zum Leitbild „Weltstadt“ vgl. auch Hugo Ellenberger, *Wien. Weltstadt an der Donau*, Wien-München 1956; Herta Singer, *Wien. Weltstadt von heute*, Wien 1961; Franz Hubmann, *Wien. Weltstadt der Geschichte*, Zürich 1965.

² *Wiedergeburt einer Weltstadt. Wien 1945–1965*, Redaktion und Gestaltung: Prof. Dr. Karl Ziak, Wien-München 1965, o. S. (5).

ste Rückgang an beschäftigten Ausländern (- 36%). Generell wurde, ebenfalls ein österreichisches Spezifikum, die Ausländerpolitik all die Jahre über in hohem Maße von den Sozialpartnern bestimmt.³

Im Vergleich der österreichischen Bundesländer untereinander zeigt sich, dass die Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte im Wiener Raum am intensivsten betrieben wurde; gefolgt von Vorarlberg, wo sich die Wirtschaft auf Grund des Pendelns vieler einheimischer Arbeitskräfte in die grenznahen Betriebe der Schweiz und der BRD besonders eifrig um Arbeitsmigranten bemühte.⁴

In der Stadt Wien stieg die Zahl der jugoslawischen Arbeitnehmer bis zum Ende der Hochkonjunktur Mitte der 70er-Jahre rasant an, von rund 19.000 (1968) auf etwa 75.000 (1973), um sodann auf 62.400 (1987) abzusinken. Jene der türkischen Arbeitnehmer stieg im gleichen Zeitraum kontinuierlich von knapp 2600, auf 9500 und 33.400.⁵ Insgesamt gab es somit im Jahr 1987 rund 95.800 jugoslawische und türkische „Gastarbeiter“ in Wien, was einem Anteil von knapp 6,4 Prozent an der damaligen Gesamtbevölkerung von 1,5 Millionen entsprach. Wobei an dieser Stelle zu bemerken ist, dass die statistischen Daten darüber äußerst divergent sind und eine exakte zahlenmäßige Erfassung der zugewanderten Arbeitskräfte erst viel später erfolgte, bzw. überhaupt erst dann möglich wurde, als klar war, dass es sich nicht nur um ein temporäres Phänomen handelte.

Die Unsicherheit über den tatsächlichen Status der neuen Stadtbewohner widerspiegelt auch deren sprachliche Bezeichnung: Während zunächst der relativ unkritisch aus der NS-Zeit übernommene Begriff der „Fremdarbeiter“ vorherrschte, wurde dieser seit Anfang der 70er-Jahre allmählich durch den Terminus „Gastarbeiter“ und später „ausländische Arbeitnehmer“ ersetzt. Dieser im gesamten deutschen Sprachraum zu beobachtende Begriffswechsel, der von der Abweisung über eine Euphemisierung hin zur Neutralisierung führt, drückt exakt jene Ambivalenz aus, die die aufnehmende Gesellschaft auch in Wien den ausländischen Arbeitskräften entgegenbrachte. (Abb. 1)

Dies zeigt sich auch im wissenschaftlichen Diskurs, bei dem zunächst vor allem ökonomische und erst später vermehrt soziale und rechtliche Aspekte im Mittelpunkt standen. Die „Österreichische Konferenz für Sozialarbeit“ setzte das Thema „Gastarbeiter“ erstmals 1971 auf die Tagesordnung, es folgten eine große IFES-Studie (1973) und Enqueten über „Jugoslawische Gastarbeiter in Wien“ (1974 und 1981). Aus Letz-

³ Hannes Wimmer (Hrsg.), *Ausländische Arbeitskräfte in Österreich*, Frankfurt/M.-New York 1986, 1 ff. Vgl. dazu auch Helga Matuschek, *Ausländerpolitik in Österreich 1962–1985. Der Kampf um und gegen die ausländische Arbeitskraft*, in: *Journal für Sozialforschung*, Heft 2/1985, 159 ff.

⁴ Michael John, *Von der Anwerbung der „Gastarbeiter“ bis zu den Folgen der Globalisierung. Arbeitsmigration in Österreich*, in: Ders., Manfred Lindorfer, *Migration. Eine Zeitreise nach Europa*. Ausstellungskatalog, Steyr 2003, 6.

⁵ Die Zahlen beziehen sich auf polizeilich gemeldete jugoslawische und türkische Staatsbürger in Wien. Zu bedenken ist hierbei auch, dass in Wien von 1970–1987 rund 11.000 JugoslawInnen und von 1982–1987 rund 1100 TürkinInnen die österreichische Staatsbürgerschaft annahmen. (Michael John, Albert Lichtblau, *Schmelztiegel Wien – einst und jetzt. Zur Geschichte und Gegenwart von Zuwanderung und Minderheiten*, Wien-Köln-Weimar 1993, 83.)



Abb. 1: „Tausend türkische Fremdarbeiter trafen Donnerstag im Wiener Südbahnhof ein. Die Türken werden im Baugewerbe arbeiten. Fünfundvierzig Firmen hatten sich um die Fremdarbeiter beworben.“ (AZ, 3. 4. 1964). (Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung, AZ-Fotoarchiv, Foto: Harald Nap)

teren gingen schließlich die ersten umfangreichen wissenschaftlichen Publikationen über Arbeitsmigration im großstädtischen Kontext hervor, verfasst von den Geografinnen Helga Leitner (1978/1983) und Elisabeth Lichtenberger (1984).⁶ Erst in jüngster Zeit wurden auch alltagshistorische Fragestellungen aufgegriffen wie in „Wir, die Zugvögel“, einem Buch, das beispielhaft biographische Erzählungen von Vertretern der ersten „Gastarbeiter“-Generation in Wien präsentiert.⁷

Auffällig ist, dass in den wissenschaftlichen, aber auch sonstigen medialen Diskursen „Gastarbeiter“ fast ausschließlich in Zusammenhang mit „Problemen“ thematisiert wurden. Stets ging es um die „Problematik der Gastarbeiter“, um „Probleme von Arbeitsmigranten“, um „Probleme der Beschäftigung von ausländischen Arbeits-

⁶ Helga Leitner, *Gastarbeiter in der städtischen Gesellschaft. Segregation, Integration und Assimilation von Arbeitsmigranten. Am Beispiel jugoslawischer Gastarbeiter in Wien*, Frankfurt/M. 1983 (Erstveröffentlichung als Dissertation 1978); Elisabeth Lichtenberger, *Gastarbeiter. Leben in zwei Gesellschaften*, Wien-Köln-Graz 1984.

⁷ Goran Novacović, (Hrsg.), *Wir, die Zugvögel. Zehn Lebensgeschichten der ersten „GastarbeiterInnen“ in Wien*, Klagenfurt 2002.

kräften“, um „Probleme der Integration“ etc. Die Konnotation „Gastarbeiter“ = Problem war, so ist zu konstatieren, lange Zeit die vorherrschende Wahrnehmung der Gesellschaft. Hans Strotzka, Vorstand des Instituts für Tiefenpsychologie und Psychotherapie an der Universität Wien, diagnostizierte 1977: *Keine andere soziale Frage ist für die mitteleuropäischen Industrieländer so brennend wie die Gastarbeiterfrage. Nirgends sind wirtschaftliche Bedürfnisse auf beiden Seiten, dem Gastland und den ausländischen Arbeitern, so eng verbunden mit individuellen und kollektiven Problemen [...]*.⁸

Die Eingliederung in die Aufnahmegesellschaft gestaltete sich nicht zuletzt deswegen schwierig, da Integration ausschließlich als einseitige Anpassung verstanden wurde. Dies geht u. a. aus einer Analyse des Leiters der österreichischen Anwerbestelle in Istanbul, Dr. Siegfried Pfliegerl, hervor, in der der erfahrene Praktiker die – aus heutiger Sicht beinahe satirisch anmutende – Metapher von verschiedenen gefärbten Brillen gebrauchte: *Der GA [Gastarbeiter] hat in seiner Heimat eine rote Brille aufgesetzt bekommen, sieht daher die Welt rot oder eine rote Welt. Infolge dieser Art, die Welt durch eine rote Brille zu sehen, hat er eine Persönlichkeit, die rot gefärbt ist. Wenn er ins Aufnahmeland kommt, wo alle Leute seit Kindheit eine grüne Brille tragen, daher die Welt grün oder eine grüne Welt sehen, und daher eine grün gefärbte Persönlichkeit haben, muß der GA lernen, mit einer roten Brille grün zu sehen! Voll integriert wäre er erst, wenn er gelernt hätte, trotz der roten Brille die Welt grün zu sehen und durch diesen Umlernprozeß seine rote Persönlichkeit in eine grüne verwandelt wäre. Der Vorgang wird noch dadurch erschwert, daß die Bevölkerung ihn ablehnt, weil er nicht grün ist, weil niemand ihm zeigt, wie man grün zu sehen lernt (Abgrenzungskräfte) und die allgemeinen Lernvoraussetzungen ungünstig sind (Sozialmängel im grünen System). Was hiebei entsteht, sind zumeist rote Persönlichkeiten mit grünen Rändern nach außen, Persönlichkeiten, in denen sich Rotes mit Grünem mischt, oder wo die GA zwischen rot und grün pendeln (Farbkonflikte)*.⁹

WOHNVERHÄLTNISSE

Wie die historische Migrationsforschung feststellte, war die räumliche Verteilung der „Gastarbeiter“ im Wiener Stadtgebiet ähnlich jener der tschechischen Minderheit um 1900.¹⁰ In beiden Fällen handelte es sich gemäß Herkunft und Bildungsgrad um soziale Unterschichten, die vorwiegend im Industrie- und Dienstleistungssektor tätig waren und denen ausschließlich die billigsten Segmente des Wohnungsmarktes, situiert in den Arbeiterbezirken am Rande der Stadt, zu Verfügung standen.

Die „Gastarbeiter“ ließen sich insbesondere in den gürtelnahen Bereichen des 15., 16. und 17. Bezirks sowie in Teilen des 2., 5., 10., und 20. Bezirks nieder. Hier fanden sie jenes „andere“ Wien vor, das schon zur vorvorigen Jahrhundertwende von der Masse an Zuwanderern geprägt worden war und das sich schon damals deutlich unterschied

den hatte von den Lebenswelten in der Innenstadt. Wie Wolfgang Maderthaler und Lutz Musner gezeigt haben, hatte sich gerade in den Vorstädten eine eigenständige (Gegen)Kultur entwickelt, die im Alltag, bei Festen und Feiern sehr an ländliche Traditionen orientiert und noch weitgehend oral geprägt war: *Während das Zentrum Macht durch Schriftgewalt ausübt, bleiben die Äußerungen der Vorstadt in ihrer Eigensinnigkeit und vorgeblichen Geschichtslosigkeit als dissonante Stimmen im öffentlichen Raum präsent. Die Kultur des mündlichen Austausches und der narrativen Überlieferung ist soziale Benachteiligung und Behinderung ebenso wie lokaler Schutzmantel einer oral artikulierten Lebensform, die in Dialekt, Volkslied und Straßenslang, in Witz, Spott und Zote ihre eigene Identität schafft und sich gegen die Vereinnahmungen des Zentrums zur Wehr setzt [...]*.¹¹

Auch noch sechs Jahrzehnte später repräsentierten die Vorstädte jenes sozioökologische Milieu im Gesamtkomplex der Großstadt, an das die zumeist aus wirtschaftlich weniger entwickelten, rural geprägten Regionen¹² stammenden Arbeitsmigranten am ehesten anknüpfen konnten und das denn auch vielen zur neuen Wohnumgebung werden sollte. Im Unterschied zu anderen mitteleuropäischen Großstädten wie Berlin oder München kam es allerdings in Wien zu keiner großräumigeren Ghettobildung, sondern zu einer stärkeren Konzentration in einzelnen Häusern und Baublöcken – mit durchwegs ähnlicher, in städtebaulicher Hinsicht problematischer Struktur: erneuerungsbedürftige Bausubstanz, überwiegend Klein- und Kleinstwohnungen, wenig attraktives Wohnumfeld, stark überaltete Wohnbevölkerung.

Generell erhielten die Arbeitsmigranten, wie Hannes Wimmer auf Basis einer Repräsentativerhebung 1983 analysierte, nur zu solchen Wohnungen Zugang, die auf Grund ihrer schlechten Qualität für Österreicher unattraktiv waren. Die Eckdaten der ausländischen Wohnverhältnisse in Wien waren eindeutig: Es dominierten prekäre Rechtsverhältnisse (33% Untermietwohnungen), Substandardwohnungen (80% Ausstattungskategorie D, davon ein Viertel ohne WC und Wasser innerhalb der Wohnung), minimale Wohnungsgrößen (nur ein Wohnraum) mit hohem Überbelag und überhöhten Mieten. Mit zunehmender Länge der Aufenthaltsdauer verbesserte sich die Wohnsituation allerdings deutlich, vor allem in Hinsicht Wohnungsgröße, Belagsdichte und Wohnungskosten.¹³

Eine Besonderheit des Wiener Wohnungsmarktes stellten die Hausbesorgerwohnungen dar. Der Beruf des Hausmeisters war Anfang der 70er-Jahre in die Krise geraten. „Hausbesorger – ungeliebter Beruf“¹⁴, „Mangelberuf Hauswart“¹⁵ schlugen die Zeitungen Alarm, denn immer weniger Inländer waren bereit, diese Arbeit zu übernehmen. Die Gründe dafür waren das geringe Sozialprestige und die geringen Verdienste

⁸ Zit. nach: Siegfried Pfliegerl, Gastarbeiter. Zwischen Integration und Abstoßung, Wien-München 1977, o. S. (Vorwort).

⁹ Ebenda, 112.

¹⁰ John (Anm. 4), 148 f.

¹¹ Wolfgang Maderthaler, Lutz Musner, Die Anarchie der Vorstadt. Das andere Wien um 1900, Frankfurt/M.-New York 1999, 47.

¹² Vgl. dazu John, Lichtblau (Anm. 5), 92 f.

¹³ Hannes Wimmer, Wohnverhältnisse der ausländischen Arbeiter in Österreich, in: Ders. (Anm. 3), 281 ff.; vgl. dazu auch Veronika Schmidt, Zur Wohnsituation ausländischer MitbürgerInnen, in: Aufrisse. Zeitschrift für politische Bildung, Nr. 1/1989, 27–30; Thomas Meindl, Wohnverhältnisse der Gastarbeiter in Wien. Stadtentwicklung vor dem Hintergrund eines segmentierten Arbeits- und Wohnungsmarktes, Dipl. Arb. Univ. Wien, 1994.

möglichkeiten, aber auch die schlechte Beschaffenheit der Dienstwohnungen, die zwar kostenlos, aber auf Grund ihrer Lage im Erdgeschoss zumeist finster und feucht waren. „Gastarbeiter“ besetzten die frei gewordenen Stellen, denn trotz der prekären Wohn- und Arbeitsverhältnisse sahen viele darin eine erste Chance, in der Stadt Fuß zu fassen. 1973 gab es in Wien bereits 6000 ausländische Hausmeister, zehn Jahre später wohnten rund ein Drittel der Wiener Arbeitsmigranten, überwiegend Jugoslawen, in Hausmeisterwohnungen.¹⁶

Welche zentrale Bedeutung eine derartige Wohn- und Arbeitsmöglichkeit – insbesondere für Frauen – hatte, belegen die Erinnerungen der ersten „Gastarbeiter“-Generation.¹⁷ Dabei war die konkrete Ausübung der hausmeisterlichen Tätigkeiten nicht immer leicht, wie Gordana Radojević, die im Mai 1968 gemeinsam mit ihrer kleinen Tochter von Belgrad nach Wien gekommen war, feststellte: *Ich hatte in meinem Haus keine Kontakte. Die Österreicher mochten natürlich Sauberkeit und Ordnung, aber auch dass die Hausmeisterin alles macht, immer zu Hause ist und dass die Eingangstür pünktlichst um neun am Abend zugesperrt ist. Einer hat immer wieder kontrolliert, was mich oft wütend gemacht hat. Für manche waren Hausbesorger minderwertig, was mir eigentlich egal war. Mir war nur wichtig, dass ich eine Arbeit und eine Wohnung hatte.*¹⁸

Geprägt wurde das Image der ausländischen Wohnverhältnisse auch von jenen gründerzeitlichen Altbauwohnungen, die zu Massenquartieren umfunktioniert wurden. (Abb. 2) Immer wieder tauchten in den Medien Bilder von restlos überbelegten Räumlichkeiten in bedenklichem hygienischen Zustand auf. So berichtete der „Kurier“ im Februar 1973 unter der reißerischen Überschrift „Wird das alte Wien zu Kolaric-Massenslum?“, *Wer kennt sie nicht? Die abbröckelnden Bruchbuden in den Seitengassen Wiens, wo außer ein, zwei alten Hausparteien nur Gastarbeiter wohnen. Bis zu 15 schwarzgelockte Gesellen auf Zimmer und Küche zusammengepfercht. Manche schlafen auf der Erde, andere haben ein ‚feudales‘ Eisenbett. Das Wasser holen sie von der Gangbassena, die zwei Toiletten daneben müssen sich oft 40 (!) Arbeiter teilen. [...] Die geschilderten Zustände sind durchaus kein drastischer Einzelfall. In Fünfhaus, in Ottakring, in Hernals, in Simmering, in Favoriten, in Floridsdorf, kurzum, wo die Althäuser überwiegen, gibt es solche slumverdächtigen Regionen.*¹⁹

Nicht selten handelte es sich bei derartigen Objekten um Spekulationshäuser, mit denen Hauseigentümer ihre Objekte noch schnell möglichst gewinnbringend zu verwerten trachteten, ehe sie zum Abbruch freigegeben wurden. Prominentestes Beispiel war der diesbezüglich berühmte Bauunternehmer und „Abbruchspezialist“ Adalbert Kallinger, dessen Methoden Ende der 70er-Jahre mediale Aufmerksamkeit erregten.²⁰ Aufgedeckt wurden derartige Fälle u. a. vom „Extrablatt“, einem 1977 neu



Abb. 2: Karikatur, 1971 (aus: Arbeit und Wirtschaft, Nr. 10/1971)

gegründeten politischen Magazin, das eine ganze Liste jener Adressen veröffentlichte, an denen Arbeitsmigranten zu enorm überhöhten Mietpreisen in Massenquartieren wohnten.²¹

PRÄSENZ IM ÖFFENTLICHEN RAUM: BAHNHÖFE, MÄRKTE, PARKS

Da die ausländischen Arbeitskräfte in den Anfangsjahren sowohl in ihren Wohnungen als auch an ihren Arbeitsplätzen tendenziell eher unter sich blieben, waren sie nur an wenigen Orten der Stadt öffentlich präsent und sichtbar. Von zentraler Bedeutung waren hier zunächst die Bahnhöfe, kamen doch die ersten Arbeitsmigranten fast durchwegs mit der Eisenbahn nach Wien. Züge wie der legendäre „Balkan-Express“, der „Istanbul-“, der „Jugoslavia-“ und der „Orient-Express“ verbanden Wien via Zagreb und Belgrad mit dem südosteuropäischen Raum. Am Zielbahnhof angekommen, wurden die „Gastarbeiter“ sogleich zur Arbeitsvermittlung weitergeleitet

¹⁴ AZ, 31. 7. 1968, 3.

¹⁵ AZ-Journal, 2. 6. 1973, 8 f. Vgl. dazu auch Peter Payer, Hausmeister in Wien. Aufstieg und Niedergang einer Respektsperson. Wiener Geschichtsblätter, Beiheft 4/1996.

¹⁶ Wimmer (Anm. 3), 284 f.

¹⁷ Novacović (Anm. 7), 26, 178, 217.

¹⁸ Ebenda, 193.

¹⁹ Wird das alte Wien zu Kolaric-Massenslum?, in: Kurier, 8. 2. 1973, 3.

²⁰ Robert Wiesner, Baulöwe Kallinger. Wirken im Verborgenen, in: Extrablatt. Österreichs illustriertes Magazin für Politik und Kultur, Nr. 8/1978, 31 ff.

²¹ Extrablatt. Österreichs illustriertes Magazin für Politik und Kultur, Nr. 1/1981, 35. Vgl. dazu: Auch Wirtschaftspolizei ermittelt, in: AZ, 13. 8. 1980; Bis zu 1300 Schilling pro Schlafplatz, in: AZ, 28. 8. 1980; Elendsquartier für 50 Gastarbeiter, in: AZ, 22. 1. 1981.

oder von Vertretern der künftigen Arbeitgeber in Empfang genommen. Vor allem der Südbahnhof wurde für viele zum beinahe mythischen Ort: Hier begannen die ersten Schritte in eine ungewisse Zukunft, und hierher kam man auch später regelmäßig, um Landsleute zu treffen und Neuigkeiten aus der Heimat zu erfahren.²² Die eigene Sprache hören und sprechen zu können, war das Besondere dieses Ortes, wie Bratoljub Ćuk, seit 1969 in Wien, bemerkt: *Am Anfang kannte ich niemanden und konnte nicht Deutsch. Dann haben mir die Menschen gesagt, dass ich zum Südbahnhof gehen soll, wenn ich die eigene Muttersprache hören möchte, was ich auch tat. Dort befand sich Anfang der Siebziger der größte „Klub der Jugoslawen unter freiem Himmel“.*²³

Dabei waren die Zusammenkünfte ethnisch genau organisiert, wie „Die Presse“ in einem Artikel über den neu entstandenen „Dorfplatz der Gastarbeiter“ beschrieb: *Die ganze Halle des Bahnhofs ist gleichsam in streng abgegrenzte Reviere aufgeteilt, jedes Gastarbeiterdorf aus Jugoslawien oder der Türkei hat hier sein eigenes Territorium, seinen festen Standplatz. Hier treffen sich Freunde, erzählen von gemeinsam verübten Bubenstreichen und besprechen ihre Probleme in der fremden Stadt – die auch nach jahrelangem Aufenthalt noch fremd geblieben ist, obwohl Frau und Kinder längst nachgefolgt sind und das Heimweh nicht den Wunsch, im Westen zu bleiben, überwiegt. [...] Zu den beliebtesten Standplätzen der Gastarbeiter gehört unter anderem auch die Schalterreihe. Hier kann man, ermüdet vom langen Stehen, auf den Steinbänken hofhalten, besonders ältere Männer sitzen hier im Mittelpunkt von andächtig lauschenden Gruppen.*²⁴ (Abb. 3)

Als gleichermaßen Kommunikations- wie Sehnsuchtsorte stellten sich die Bahnhöfe vor allem in der Urlaubszeit als zentrale migrantische Umschlagplätze dar. In der Wiener Stadtplanung betrachtete man diese Entwicklung mit Skepsis. Der Südbahnhof, so hieß es, solle nicht zum „Basar“ umfunktioniert werden. Überlegungen tauchten auf, um den Bahnhof ein eigenes „Gastarbeiterviertel“ zu schaffen, mit eigens adaptierten Wohnquartieren und Klublokalen.²⁵

Ganz in der Nähe des Südbahnhofs, in der Argentinierstraße 67, etablierte sich eine für türkische Arbeitsmigranten wichtige Institution: das Büro von „Bosfor-Turizm“. 1963 in Istanbul gegründet, wurde das Busunternehmen – neben „Varan-Turizm“ – rasch zum wichtigsten Transporteur zwischen der Türkei und Österreich. 1974 eröffnete man das Büro in Wien-Wieden, das sich sogleich zu einer zentralen Informationsdrehscheibe entwickelte. Von der Abfahrtsstelle am Wiedner Gürtel (später zum Südbahnhof vis-à-vis dem Arsenal verlegt) verkehrten zweimal pro Woche, jeden Dienstag und Freitag, Autobusse Richtung Istanbul. Vor allem in den Anfangsjahren ging es bei „Bosfor“ neben der Reiseorganisation stets auch um Bera-

²² Zur Häufigkeit des Bahnhofbesuchs im Vergleich mit anderen Freizeitbeschäftigungen vgl. Filip Ikiz, Freizeit und Freizeitaktivitäten der jugoslawischen Gastarbeiter in Österreich, Dipl. Arb. Univ. Wien 1983, 88 ff.

²³ Zit. nach Goran Novacović (Anm. 7), 115.

²⁴ Wiens Südbahnhof wurde zum „Dorfplatz“ der Gastarbeiter, in: Die Presse, 10. 7. 1971, 8.

²⁵ Beim Südbahnhof: eigenes Viertel für Gastarbeiter, in: Kurier, 17. 8. 1971.



Abb. 3: Arbeitsmigranten in der Halle des Wiener Südbahnhofs, 70er-Jahre (ÖGB-Fotoarchiv)

tung und Hilfestellung aller Art. Deniz Gönül, Mitarbeiter der ersten Stunde und heute Chef der zu einem Reisebüro erweiterten Firma, beschreibt die damalige Situation: *Wir hatten als türkisches Busunternehmen in Wien vieles gewusst, einiges mehr gewusst als die anderen. Ich bin sogar von Kunden gebeten worden, zu ihnen nach Hause zu fahren, und bei irgendwelchen Streits zu helfen. Ich habe bei so vielen Dingen geholfen, als Übersetzer, einen Arzt zu finden [...] Es sind Leute einfach hergekommen, wir haben Zeit gehabt, und da haben wir gerne geholfen.*²⁶

Eine zunehmend wichtigere Rolle in der Topografie der „Gastarbeiter“ spielten die Straßenmärkte. Die dortigen Arbeitsbedingungen waren für viele Österreicher unattraktiv geworden, eine dramatische Reduktion der angebotenen Waren zeichnete sich ab. Migranten übernahmen die frei werdenden Verkaufsstände und leiteten so Mitte der 80er-Jahre eine Renaissance der Wiener Märkte ein.²⁷ Dies betraf in erster Linie den zentral gelegenen Naschmarkt und die weiter außerhalb gelegenen Vorstadt-Märkte Brunnenmarkt, Viktor-Adler-Markt, Hannovermarkt, Schlingermarkt, Volkertmarkt, Simmeringer Markt und Meidlinger Markt. All diese Orte boten nicht zuletzt auch Arbeitsplätze für jene „Gastarbeiter“, die sich selbständig machen und so der drohenden Rückführung in die Heimat entgehen wollten. Als Unternehmer begannen sie nicht mehr nur mit einheimischem Obst oder Gemüse zu handeln, sondern auch mit jenen Waren, die bislang schwer in Wien zu bekommen waren wie Schafkäse, Oliven oder Fladenbrot. So wurden die Märkte zu Keimzellen einer mi-

²⁶ Interview mit Deniz Gönül, 5. 12. 2003. Vgl. dazu auch Türk postasi, Juni 1988.

²⁷ Vgl. dazu auch Sylvia Mattl, Migration und Gastronomie, in: Gürses, Kogoj, Mattl (Anm. *), 146 ff.

grantischen Kultur, in deren unmittelbarer Umgebung sich bald auch eine eigene Infrastruktur an Lokalen, Unterhaltungsstätten, Geschäften, Übersetzungsbüros etc. etablierte. Hier, wie später auch vermehrt in den Geschäftsstraßen, sollten die Migranten künftig wesentlich zur Erhaltung der für Wien typischen kleinteiligen Wirtschaftsstruktur beitragen.

Vor allem die türkische Esskultur verbreitete sich in der Folge rasch, allen voran das „Kebab“. Seine Fastfood-Variante avancierte zum kulinarischen Erfolgsprodukt, wurde gleichsam zum Inbegriff für migrantische Küche. Rund zwanzig Kebab-Lokale gab es 1987 in Wien, Tendenz stark steigend.²⁸

Als wichtigster Warenumserschlagplatz und „Wiener Einkaufszentrum der Gastarbeiter“ schlechthin galt jedoch der Mexikoplatz.²⁹ Seit der Nachkriegszeit Zentrum des Ost-West-Handels, erlebte er in den 70er-Jahren eine Blütezeit und erlangte geradezu legendären Ruf. Die Mehrsprachigkeit der Verkäufer, die niedrigen Preise (bezahlt konnte zudem in landeseigenen Währungen werden), die flexiblen Öffnungszeiten, vor allem aber die große Palette der angebotenen „Waren aller Art“ – von Textilien und Spirituosen über Transistorradios, Fotoapparate, Uhren bis hin zu exotischen Souvenirs, Schallplatten und Zeitungen – ließen den Mexikoplatz für viele Arbeitsmigranten zur ersten Adresse werden.³⁰ Nirgends sonst waren sie im Stadtbild so präsent: *Auf der Straße glaubt man sich in ein südliches Land versetzt, so ein malerisches Bild bietet sich dem Beobachter und so wenig deutsche Worte klingen an sein Ohr. Gruppen magerer, dunkelhäutiger Männer stehen beieinander, heftig gestikulierend, und sprechen in Dialekten, in denen die Konsonanten in rascher Folge auf den Gesprächspartner niederprasseln. In Respektabstand ihre Frauen, von denen selbst die jüngeren seltsam alte Gesichter haben, in Kleidern, die den in den Auslagen befindlichen stark ähneln, alle in einem Stil, wie er vor einigen Jahren modern war.*³¹ Suchte man Mitbringsel für die Familie in der Heimat, begab man sich selbstverständlich auf den Mexikoplatz, wie Gordana Radojević erwähnt, die hier Tücher und Jacken für ihre Angehörigen erwarb.³² Dass auch die Zirkulation von „Informationen aller Art“ zum Aushängeschild dieses Ortes wurde, machte ihn für alle Zuwanderer zu einem der wichtigsten Treffpunkte in der Stadt.

Als solche fungierten auch die Parks, die man in der Freizeit und vor allem am Wochenende aufsuchte. Vom kleinen Besslerpark bis hin zum Augarten und Prater wurden die Grünanlagen zum wichtigen Erholungs- und Fluchtort aus den engen Wohnverhältnissen der Großstadt und vielfach auch zum Erinnerungsort an die noch weit

mehr von der Natur geprägten Milieus der Herkunftsregion. Insbesondere der Augarten entwickelte sich Anfang der 70er-Jahre zu einem überregional bedeutsamen Treffpunkt. Hier versammelten sich Mitte August 1972 an die dreitausend Migranten, zumeist aus Jugoslawien, um gemeinsam zu essen und zu trinken, zu musizieren und zu tanzen. Den österreichischen Zuschauern bot sich ein noch nie gesehenes exotisches Bild, wie „Die Presse“ berichtete, die sogleich vom „balkanischen Woodstock“ schrieb: *Sie kommen mit Frau, Mutter, Kind und Hund, durch Mundpropaganda angelockt, nicht nur aus Wien, sondern auch aus Nieder- und sogar aus Oberösterreich. Sie nehmen eine lange Reise auf sich, um einige Stunden in der Woche wieder einmal in Uroseva, in Prijepolje, in Krisevac – oder woher sie sonst kommen mögen – zu sein. Mitten in einer Gesellschaft, die sie zum Großteil ablehnt, finden sie im Augarten kurzfristig die Heimat wieder: Die Zieharmonikas wimmern und die alten verbeulten Trompeten heulen melancholisch. Dazu kommt noch eine helle, aufgeregte Geige und ein dumpf polternder Baß: ‚Alje!‘ Man hat sich bald zum Tanz gefunden und, die Arme über den Rücken des Nebenmannes gelegt, tanzen sie mit schweißnassen, andächtigen Gesichtern den uralten Tanz ihrer Heimat.*³³

Derart idyllische Eindrücke konnten jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass es massive Proteste seitens der einheimischen Bevölkerung gab, die sich belästigt fühlte und ihre angestammten Nutzungsrechte gefährdet sah. Die Behörden wiederum beklagten das Fehlen von sanitären Anlagen und die Menge des zurückgelassenen Abfalls. Die Stadt bot daher ein Ersatzgelände im Inundationsgebiet bei der Reichsbrücke an, ausgestattet mit vier Mülltonnen und einem mobilen WC, ein Vorschlag der von den Arbeitsmigranten schließlich akzeptiert wurde.³⁴

Die Verdrängung an den Stadtrand war jedoch nur eine bedingt anwendbare Strategie, gehörten doch auch die anderen Parks und Grünanlagen zu jenen urbanen Zonen, an denen sich die Konflikte zwischen In- und Ausländern am frühesten und auch am heftigsten entzündeten.

INFORMIEREN – BERATEN – ERZIEHEN

Die Stadt Wien versuchte gegenzusteuern, u. a. mit der Gründung des Wiener Zuwanderer-Fonds, der – 1972 ins Leben gerufen – dem so dringend notwendigen Informationsaustausch, der Beratung und ersten Hilfestellung diente. Die Tätigkeit des Fonds, in dessen Vorstand neben Vertretern der Stadtverwaltung – streng sozialpartnerschaftlich – auch Vertreter der Arbeiterkammer, der Kammer der gewerblichen Wirtschaft, des ÖGB und der Industriellenvereinigung saßen, erstreckte sich auf alle Zuwanderer nach Wien, inländische wie ausländische, wobei es bei Letzteren vor allem um die Beseitigung der Sprachbarrieren ging. Deklariertes Ziel war es, *den ausländischen Arbeitern in Wien jene Informationen in ihrer Muttersprache zur Verfügung [zu] stellen, die sie benötigen, um ihre Wiener Umwelt in menschlicher Würde*

²⁸ Andrea Dee, Kebabträume, in: profil, Nr. 15/1988, 76 f. Als eines der ersten Kebab-Lokale gilt das „Kabab-Haus“ in der Margaretenstraße und das „Palma“ in der Theresienbadstraße, ebenda.

²⁹ Brigitte Galanda, Wien, Mexikoplatz, in: AZ-Journal, 14. 12. 1974, 4.

³⁰ Der Mexikoplatz: Der kleine Ost-West-Handel, in: Wien wirklich. Ein Stadtführer durch den Alltag und seine Geschichte, Wien 1983, 87 ff. Vgl. dazu auch Hanna Esezbor, Selbständige Erwerbstätigkeit, in: Gürses, Kogoj, Mattl (Anm. *), 128 ff.

³¹ Galanda (Anm. 29), 4.

³² Interview mit Gordana Radojević, 17. 12. 2003.

³³ Malte Olschewski, Balkanisches Woodstock in Gefahr. Die Polizei hat Sorgen mit dem Gastarbeitertreff im Augarten, in: Die Presse, 12. 8. 1972.

³⁴ Michael Mattuschka, Gastarbeiter „übersiedeln“ jetzt zur Donau, in: AZ, 17. 8. 1972.

zu bewältigen.³⁵ Man bot muttersprachliche Beratungsgespräche an zu Fragen der Staatsbürgerschaft, der Familienplanung, aber auch Dolmetschdienste und Kontakte zu den Dienststellen des Wiener Magistrats und der Arbeitsmarktverwaltung. Ein Tonband-Informationsdienst unter den Wiener Telefonnummern 1532 (serbokroatisch) und 1533 (türkisch) wurde eingerichtet, im Rundfunk wurden auf dem Programm Ö2 jeden Donnerstag und Sonntag spezielle Sendungen für ausländische Zuwanderer ausgestrahlt.

Da mit Beginn der 70er-Jahre ein enormer zusätzlicher Bedarf an weiblichen Arbeitskräften vor allem in der Textilbranche und im Dienstleistungssektor entstanden war und viele der bereits ansässigen Migranten ihre Familienangehörigen nachholten, verstärkte sich vor allem der Informationsbedarf zu den Bereichen Familie, Erziehung und Schule deutlich. Die Frage der sozialen Integration stellte sich völlig neu, eine Thematik, die nunmehr auch in dem 1972 erschienenen Kinderbuch „Sandro fährt zu seinem Vater“ aufgegriffen wurde. Das zweisprachige Werk erschien in fünf verschiedenen Ausgaben; entsprechend den wichtigsten „Gastarbeiter“-Sprachen wurde der deutsche Text auf Serbokroatisch, Türkisch, Griechisch, Italienisch und Spanisch übersetzt. Der Autor Ernst A. Ekker thematisierte darin erstmals aus der Kinderperspektive die familiären Verhältnisse der Arbeitsmigranten in der Fremde.³⁶

Der Erstberatung dienten auch die ab 1974 im gründerzeitlichen Stadtgebiet implementierten „Gebietsbetreuungen“, mit denen – nach Berliner Vorbild – das Modell der „sanften Stadterneuerung“ in Wien etabliert wurde. Neben umfangreichen Informationen zur Sanierung von Altbauten und Maßnahmen zur Bekämpfung von Althauspekulation stellte die kostenlose Hilfestellung bei Wohnproblemen ein wesentliches Tätigkeitsfeld der „Gebietsbetreuungen“ dar, wovon in der Folge immer mehr ausländische Mietparteien Gebrauch machten.³⁷

Auch Printmedien speziell für „Gastarbeiter“ gab es mittlerweile auf dem Markt. Im November 1970 erschien „Naš List“ (Unser Blatt) als erste Zeitschrift in serbokroatischer Sprache, herausgegeben von der Industriellenvereinigung, in einer Auflage von 15.000 Stück. Interessierte Firmen konnten die zwölfseitige Illustrierte für ihre jugoslawischen Arbeiter kostenlos bestellen. Sie enthielt Informationen zu Fragen des Arbeitsrechts und der Sozialversicherung, aber auch Sport- und Freizeitberichte bis hin zu Erläuterungen über das österreichische Waffengesetz.³⁸ Nachfolgezeitschriften waren ab 1973 „Danas“, als „erste unabhängige Zeitung für Jugoslawen in Österreich“, die 14-tägig in einer Auflage von 40.000 Stück erschien, und ab 1977 „Migra“, herausgegeben vom Wiener Zuwanderer-Fonds, sowie in den 80er-Jahren „Glas“ (Die Stimme).

³⁵ Klaus Henning (Red.), Arbeiten & Wohnen in Wien. 20 Jahre Zuwanderer-Fonds, Wien 1992, 24. Vgl. dazu auch Austria Wochenschau Nr. 7/1972.

³⁶ Ernst A. Ekker, Sandro fährt zu seinem Vater, Wien-München 1972. Ein Jahr später erschien vom selben Autor das Fortsetzungsbuch „Keine Zeit für Sandro“.

³⁷ Vgl. dazu u. a. Horst Berger, Gebietserneuerung 1974–1984. Das Wiener Modell (= Beiträge zur Stadtforschung, Stadtentwicklung und Stadtgestaltung, Bd. 15), Wien 1984; Die Gebietsbetreuungen im Wandel der Zeit, in: Perspektiven, Heft 9/1997; 25 Jahre Gebietsbetreuungen in Wien, in: Perspektiven, Heft 1/2001.

Der Zuwanderer-Fonds gab ab 1972 auch die Zeitschrift „Yanki“ (Echo) heraus, die Beiträge aus türkischen Zeitungen und Übersetzungen von Berichten österreichischer Blätter über türkische „Gastarbeiter“ enthielt. Die erste Auflage dieser monatlich erscheinenden Gratiszeitung betrug gemäß der weit geringen Anzahl an türkischen Arbeitsmigranten in Wien nur 1000 Stück.³⁹ Sie wurde 1974 von der bereits etwas aufwendiger gemachten Illustrierten „Anadolu“ abgelöst (bis 1976).

Über Rechte und Pflichten der ausländischen Arbeitnehmer informierte auch der Österreichische Gewerkschaftsbund, der ab 1972 eigene zweisprachige Broschüren (Deutsch-Serbokroatisch/Türkisch) herausgab, in denen er über Kranken-, Unfall- und Arbeitslosenversicherung, Familienbeihilfe, Betriebsräte, Gewerkschaften etc. aufklärte.⁴⁰ Daneben stellte man den Betrieben speziell für „Gastarbeiter“ produzierte Unfallverhütungsfilme⁴¹ zur Verfügung.

Umgekehrt bot auch die Wirtschaft fachspezifische Informationen an, insbesondere die Baubranche, in der ein Großteil der Migranten beschäftigt war. Um die virulenten Kommunikationsschwierigkeiten in den Griff zu bekommen, gab die Bundesinnung der Baugewerbe zweisprachigen Taschenlexika „Serbokroatisch auf Baustellen“ und „Türkisch auf Baustellen“ heraus, ein – wie es im Untertitel hieß – „Behelf zur Verständigung zwischen jugoslawischen/türkischen und österreichischen Arbeitskräften im Bereich der Bauwirtschaft“.⁴² (Abb. 4)

Analysiert man die Inhalte dieser und anderer Medien, so zeigt sich, dass es darin nicht nur um simple Informationsvermittlung geht, sondern – mehr oder weniger explizit – um Erziehung und Disziplinierung, um Anpassung an die herrschenden Verhaltensnormen – nicht selten gekoppelt mit tief sitzenden ethnischen Ressentiments. So finden sich etwa folgende (übersetzte) Phrasen im oben genannten Lexikon: „Sie müssen pünktlich anfangen.“ „Die Pause ist zu Ende.“ Gehen Sie an die Arbeit.“ „Warum haben Sie gestern nicht gearbeitet?“ „Wo sind sie gewesen?“⁴³

Eine in ähnlichem Ton gehaltene Informationskampagne startete das Kuratorium für Verkehrssicherheit, das im Sommer 1972 rund 170.000 Handzettel und Plakate (in Serbokroatisch, Türkisch und Slowenisch) herstellen ließ, die von den österreichischen Betrieben zur Verteilung an die bei ihnen beschäftigten ausländischen Arbeitnehmer angefordert werden konnten. Unter dem Slogan „Helfen wir Kolaric!“ bot man Verkehrserziehung für „Gastarbeiter“ an, im ureigensten Interesse, wie man un-

³⁸ „Naš List“ – eine soziale Tat und ihre Wirkung, in: Die Industrie, 6. 11. 1970; Zeitschrift für Gastarbeiter, in: Die Presse, 7. 11. 1970.

³⁹ „Türkisches Echo“ in Wien, in: Die Presse, 10. 6. 1972; Die erste Zeitung für türkische Gastarbeiter, in: Kurier: 10. 6. 1972; Zeitung für türkische Gastarbeiter, in: Wiener Zeitung, 11. 6. 1972.

⁴⁰ Information für Arbeitnehmer aus Jugoslawien, Wien 1972; Information für Arbeitnehmer aus der Türkei, Wien 1973.

⁴¹ „Damit sie gesund nach Hause kommen“ (Unfallverhütungsfilm in serbokroatischer Sprache, 25 min); „Gruß aus der Heimat“ (Unfallverhütungsfilm in türkischer Sprache, 34 min).

⁴² Serbokroatisch auf Baustellen. Behelf zur Verständigung zwischen jugoslawischen und österreichischen Arbeitskräften im Bereich der Bauwirtschaft, hrsg. von der Bundesinnung der Baugewerbe. Wien o. J. (1973); Türkisch auf Baustellen. Behelf zur Verständigung zwischen türkischen und österreichischen Arbeitskräften im Bereich der Bauwirtschaft, hrsg. von der Bundesinnung der Baugewerbe. Wien o. J. (1973).



Abb. 4: Bauarbeiter lesen die Broschüre „Serbokroatisch auf Baustellen“, Werbefoto, 1973 (Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung, AZ-Fotoarchiv)

verhohlen zugab: *In wenigen Wochen rollt die Blechlawine durch Europa, und in ihr fahren Zehntausende Gastarbeiter mit, die alle ein Ziel haben: mit geringstem Aufwand in kürzester Zeit eine größtmögliche Strecke zurückzulegen. Menschlich ist das wohl zu verstehen – aber auch gefährlich. Viele unserer Gastarbeiter sind sich darüber keineswegs klar. Es liegt an uns allen, sie aufzuklären und ihnen zu helfen, heil an ihr Ziel zu kommen. In unserem eigenen Interesse. Wer weiß, ob nicht der nächste Unfall, in den ein Gastarbeiter verwickelt ist, einem Österreicher das Leben kostet.*⁴⁴

Der Ausdruck „Kolaric“ war mittlerweile zum Synonym für den (männlichen) „Gastarbeiter“ geworden.⁴⁵ Wobei die bis in die 90er-Jahre anhaltende Konjunktur dieses Namens exakt jenes Spannungsfeld von Fremdheit, Missbilligung und Diskriminierung widerspiegelt, in dem sich ein Großteil der ausländischen Arbeitskräfte bewegte, und das nicht zuletzt auch in der verbreiteten Anwendung des Schimpfwortes „Tschusch“ zum Ausdruck kam.

GEGENBEWEGUNGEN: KAMPF GEGEN DISKRIMINIERUNG UND „VERSKLAVUNG“

Die Aktion Mitmensch der Werbewirtschaft Österreichs startete 1973 die mittlerweile legendäre Plakataktion „I haaß Kolaric, du haaßt Kolaric. Warum sogns' zu dir

⁴³ Ebenda, 25.

⁴⁴ Auto-Touring. Die österreichische Kraftfahrzeitung, Offizielles Organ des ÖAMTC, Nr. 395/Juni 1972, 24 (siehe auch Nr. 397/Juli 1972, 25).

Tschusch?“.⁴⁶ Durch Imagekampagnen wie diese versuchte man, Verständnis für die Lage der „Gastarbeiter“ in Österreich zu wecken. Dies war gerade zu diesem Zeitpunkt dringend nötig, denn die Energie- und Wirtschaftskrise hatte die öffentliche Stimmung gegenüber den ausländischen Arbeitnehmern deutlich verschlechtert. Viele forderten eine Rückkehr der „Gastarbeiter“ in ihre Herkunftsländer, was dann auch in großem Maßstab geschah.

Auch die Stadt Wien appellierte in jenen Jahren an das Toleranzbewusstsein der Bevölkerung. Sie lud Arbeitnehmer aus Jugoslawien zu einem vergnüglichen Nachmittag mit Musik und Tanz in die Wiener Stadthalle ein, als Zeichen der Toleranz und Verbundenheit, wie die „Austria Wochenschau“ in einem Bericht darüber vermeldete: *Sonntag Nachmittag in der Wiener Stadthalle. Die Stadt Wien hat eingeladen. Die Menschen, die hier zusammenkommen, stammen aus Zagreb, aus Split, aus Banja Luka oder aus einem Dorf in Montenegro. Der Großteil ist fleißig und lebt sparsam. Ihre Arbeit ist für unser Wohlergehen oft unentbehrlich – und doch werden sie oft noch diskriminiert. Wird die Energiekrise die Gastarbeiter um ihre Arbeitsplätze bringen? [...] Denken wir daran, dass sie arbeiten, damit es auch uns gut geht.*⁴⁷

Generell waren es in erster Linie politisch „linke“ Organisationen und Institutionen, die sich nunmehr verstärkt der Migranten-Thematik annahmen. Der ÖGB veröffentlichte in seinen Zeitschriften „Solidarität“ und „Arbeit und Wirtschaft“ immer wieder Reportagen und Analysen, in denen eindringlich auf die prekäre Arbeits- und Lebenssituation des „anderen Kollegen“ hingewiesen wurde.⁴⁸

Ende der 70er-Jahre brachte die erwähnte Zeitschrift „Extrablatt“ als eine der ersten Printmedien ausführliche Aufdeckergeschichten. „Sklassen sind wir geblieben“ berichtete der Journalist Hans Peter Martin, der sich für seine Recherchen anonym als Hilfsarbeiter anstellen ließ. Er schilderte die skandalösen Zustände in einer Textilfabrik, in der Akkordarbeit, Nachtstress und die Ignorierung der gesetzlich verankerten Rechte zum Arbeitsalltag seiner ausländischen Kollegen und Kolleginnen gehörten.⁴⁹ Großes Aufsehen lösten auch Reportagen über eine spezielle Gruppe von „Gastar-

⁴⁵ Aus der Fülle der Medienberichte, die „Kolaric“ im Titel tragen, seien beispielhaft genannt: Eine neue Wohnung für Kolaric (Kurier, 14. 3. 1972), Helfen wir Kolaric! (Auto-Touring, Nr. 395/1972), Ich bin Kolaric – Wer bist Du? (ORF-Dokumentation, 22. 12. 1972), Chefs lernen die Heimat des Kolaric kennen (Kurier, 13. 1. 1973), Kolaric mal 300000 – Wächst uns das Gastarbeiterproblem über den Kopf? (ORF-Stadtgespräche, 25. 9. 1973), Chef Kolaric (Die Wirtschaft, 14. 5. 1974), Menschenrechte auch für Kolaric? (Kleine Zeitung, 15. 5. 1974), Abschied von Kolaric per Gesetz (Oberösterreichische Nachrichten, 27. 12. 1975), Kolaric will nicht ins Dorf zurück (Presse, 13. 2. 1976), Kolaric – Der Mohr kann gehen? (ORF-Orientierung, 30. 10. 1976), Kolaric wird noch gebraucht (Pressedienst der Industrie, 23. 12. 1977), Kolaric jun. (ORF-Teleobjektiv, 28. 1. 1978), Kolaric junior – was nun? (AZ-Journal, 31. 3. 1979), Kolaric wird nicht ausgenutzt (Tiroler Tageszeitung, 16. 2. 1985), Kolaric, warum sogns' zu dir no immer Tschusch? (Profil, 28. 7. 1986), Die Kolaric GesmbH (Profil, 14. 9. 1987), Kolaric heute. Aus dem Leben der Gastarbeiter (AZ/Tagblatt-Serie, 9. 11.–19. 11. 1987), Betriebsrat Kolaric (Neue AZ, 23. 6. 1990), Ohne Kolaric geht's nicht (Kurier, 4. 8. 1990), Wiederschau'n, Herr Kolaric! (Salzburger Nachrichten, 14. 2. 1997), Kolarics Erben – Die Tschuschen von einst (ORF-Brennpunkt, 5. 7. 2000).

⁴⁶ Bezeichnenderweise wurde der Protagonist für das Plakat am Wiener Südbahnhof „entdeckt“. Zur Entstehungsgeschichte des Plakats vgl. Ursula Hemetek (Hrsg.), Am Anfang war der Kolaric. Plakate gegen Rassismus und Fremdenfeindlichkeit, Wien 2. Aufl. 2002, 26 f.

⁴⁷ Filmarchiv Austria, Austria Wochenschau 3/1974, Beitrag 2.

beitern“ aus: die aus Ägypten, Indien und Bangladesh stammenden Zeitungskolporteur von „Kronen Zeitung“ und „Kurier“.⁵⁰ Gemeinsam mit den Betroffenen startete das „Extrablatt“ im Dezember 1980 die Flugblattaktion „Ein Herz für Sklaven“, in der auf die arbeitsrechtlich völlig ungesicherte Situation der Kolporteur hingewiesen wurde, ihren minimalen Verdienst, der in völligem Gegensatz zu den extrem langen Arbeitszeiten (meist in zwei Schichten) stand, aber auch auf die katastrophalen Wohnverhältnisse in überbelegten und überfüllten Massenquartieren.⁵¹

Der Ausdruck „Sklaven“ wurde zum eindringlichen Schlagwort, mit dem man die sozioökonomische Funktion der Arbeitsmigranten, ihre weitgehende Rechtlosigkeit und rigorose Abhängigkeit auf den Punkt brachte. Damit setzte allmählich auch in der Öffentlichkeit eine verstärkte Sensibilisierung ein, die sich ab Mitte der 80er-Jahre in einer deutlich intensiveren medialen Berichterstattung niederschlug. So brachte das Nachrichtenmagazin „profil“ (gegründet 1970) nunmehr ausführliche Artikel⁵², ebenso wie die Stadtzeitung „Falter“ (gegründet 1977) oder die Tageszeitung „AZ“, die dem bisher weitgehend unbeachteten Alltag der „Gastarbeiter“ eine ganze Serie widmete⁵³. (Abb. 5)

Parallel dazu nahmen sich auch Künstler und Kulturschaffende verstärkt dieses Themas an. So veröffentlichte der Fotograf Heinz Kresl die Ton-Dia-Serie „Die Türken in Wien 1983“, in der er vor dem Hintergrund des Jubiläums der Wiener Türkenbelagerung die spezielle Situation der moslemischen Arbeitsmigranten beleuchtete. Die „Medienwerkstatt Wien“ produzierte eine 83-minütige Videodokumentation „Gastmenschen in Wien“ (Gestaltung: Schipek, Fritz, Hofer), in der der Ausdruck „Gastarbeiter“ hinterfragt und faschistischen Tendenzen in der Bevölkerung nachgegangen wurde.⁵⁴ Derartige Aktionen verstanden sich stets auch als politisches Statement und Gegenbewegung zu den immer stärker werdenden fremdenfeindlichen Tendenzen in der Stadt.

Sich davon abzugrenzen und autonome Handlungsräume zu schaffen, war auch das Anliegen der Vereine, die insbesondere von den jugoslawischen Arbeitsmigranten in großer Zahl gegründet wurden. Den Anfang machte am 29. November 1969, dem Tag der Republik in Jugoslawien, der „Internationale Verein der jungen Jugo-slawen“. Ihm folgten zahlreiche weitere, die schließlich 1971 im „Dachverband der jugoslawischen Vereine in Wien“ und 1976 im „Dachverband der jugoslawischen Vereine in Wien, Niederösterreich und Burgenland“ zusammengefasst wurden.⁵⁵ Rund 40 jugoslawische Klubs gab es im Jahr 1980 in Wien. Deren jeweilige Vereinslokale entwickel-

ten sich rasch zu sozialen und kulturellen Treffpunkten. Theater-, Tanz- und Literaturveranstaltungen wurden abgehalten, Fußball-, Kegel- und Schachturniere organisiert. Daneben wurden auch wichtige politische Aktivitäten, wie die Teilnahme an Demonstrationen oder den Kundgebungen zum 1. Mai, koordiniert. Als einer der bekanntesten Klubs etablierte sich „Jedinstvo“ (Einheit), 1970 mit Unterstützung der SPÖ gegründet. Er hatte bereits zwei Jahre später, als er in der Praterstraße 9 seinen endgültigen Standort fand, 300 aktive Mitglieder und gilt heute als ältester bestehender jugoslawischer Verein in Wien.⁵⁶ Doch trotz der Tatsache, dass viele „Gastarbeiter“ mittlerweile Einwanderer geworden waren und mit ihren Familien in Wien lebten, war deren rechtliche und politische Emanzipation allerdings nach wie vor kein Thema für die Stadtpolitik.



Abb. 5: Alltagsserie mit stereotyper Darstellung von „Gastarbeitern“, 1987, (aus: AZ, 18. 1. 1987)

AUSBLICK

Der Fall des „Eisernen Vorhangs“ (1989) und der Krieg in Jugoslawien (1991) lösten neue Migrationsströme aus, die in der Folge auch die Verhältnisse in Wien entscheidend prägten. Zu den bisherigen Arbeitsmigranten kamen Zuwanderer aus den Staaten des ehemaligen Ostblocks und Flüchtlinge sowie Asylanten aus den jugoslawischen Krisengebieten. Immer mehr mutierten die „Gastarbeiter“ im öffentlichen Diskurs zu „Ausländern“ und die „Ausländerfrage“ wurde zum heftig diskutierten Politikum.

⁴⁸ Z. B. Arbeit und Wirtschaft, Nr. 9/1965, Nr. 10/1971; Solidarität Nr. 451/1966, Nr. 595/1979.

⁴⁹ Hans Peter Martin, „Sklaven sind wir geblieben“, in: Extrablatt, Nr. 6/1979, 9 ff.

⁵⁰ Peter Pilz, Kein Platz für fremde Männer, in: Extrablatt, Nr. 3/1978, 32 f. Vgl. dazu auch den beschönigenden Artikel: Unsere exotischen Helfer, in: Kronen Zeitung, 16. 10. 1977, 20 f.

⁵¹ Extrablatt, Nr. 12/1980, 38 ff.; Nr. 1/1981, 34 ff.; Nr. 2/1981, 37; Nr. 3/1981, 41. Vgl. dazu auch Zeitungskolporteur: „Freie“ Arbeitssklaven, in: Wien wirklich (Anm. 30), 217; Thomas Schmidinger, Verein der Zeitungskolporteur, in: Gürses, Kogoj, Mattl (Anm. *), 137 ff.

⁵² U. a. profil Nr. 37/1982, Nr. 18/1984, Nr. 48/1985, Nr. 37/1987, Nr. 15/1988, Nr. 17/1988.

⁵³ Franz Fischill, Klaus Kamolz, Kolaric heute. Aus dem Leben der Gastarbeiter, „Neue AZ/Tagblatt“-Serie erschienen in den Jahren 1987/88.

⁵⁴ KAFÖ/Komitee für ein Ausländerfreundliches Österreich (Hrsg.), „Oh, du gastlich Land ...“ Vom Leben der Ausländer/innen in Österreich, Wien 2. Aufl. 1985.

⁵⁵ Vgl. dazu Ljubomir Bratić, Selbstorganisation und Widerstand, in: Gürses, Kogoj, Mattl (Anm. *), 140 ff.

⁵⁶ Klub der Jugoslawen „Einheit“-Wien 1970–2000, Wien 2001. Vgl. auch www.jedinstvo.at/stichwoerter.htm

Der FPÖ-Slogan im Wiener Wahlkampf 1991 „Wien darf nicht Chicago werden“ und das FPÖ-Volksbegehren 1993 „Österreich zuerst“ sowie die als Reaktion darauf initiierte Protestkundgebung des „Lichtermeeres“ am Wiener Heldenplatz markierten die Spitzen der politischen Auseinandersetzung, an deren Ende rigorose Einwanderungsbeschränkungen und Quotenregelungen standen.

Als Instrument der Konfliktschlichtung wurde 1992 der „Wiener Integrationsfonds“ gegründet, mit Außenstellen in jenen Bezirken, die einen überdurchschnittlich hohen Ausländeranteil aufwiesen. Ziel war es, Lösungen für ein funktionierendes Zusammenleben zwischen einheimischen und zugewanderten Wienern anzubieten, was in erster Linie durch intensive Beratungstätigkeit und Förderung von Integrationsprojekten realisiert wurde (in den ersten zehn Jahren verzeichnete man rund 600.000 Kontakte mit Klienten und Kooperationspartnern).⁵⁷

Dabei galt es zu berücksichtigen, dass sich mittlerweile das Selbstverständnis der Migranten wesentlich gewandelt hatte. Hatte sich die erste „Gastarbeiter“-Generation noch fremd und ausgegrenzt gefühlt, sahen sich die folgenden Generationen nicht mehr ausschließlich als Opfer. Als in Wien aufgewachsene Bürger hatten sie sich zunehmend im urbanen Alltag etabliert und als Teil einer multiethnischen Stadtgesellschaft begriffen.

Aus demographischer Sicht erwies sich die Zuwanderung der vergangenen Jahrzehnte als wesentlicher stabilisierender Faktor, hätte sich doch ansonst die Einwohnerzahl infolge Suburbanisierung und niedriger Geburtenraten drastisch reduziert. Rund 300.000 Ausländer leben seit Mitte der 90er-Jahre in Wien (= 18% der Gesamtbevölkerung), ein im internationalen Vergleich für Städte von der Größe Wiens durchaus übliches Niveau. Wien ist zu einer Weltstadt geworden mit „normaler“ demographischer, ethnischer und kultureller Vielfalt.

Die Anerkennung und positive Nutzung dieser Diversität steht im Zentrum der jüngsten Bestrebungen der Stadtregierung. Eine geänderte Politik den Zuwanderern gegenüber zeichnet sich ab. Nicht wie bisher „über sie“, sondern „mit ihnen“ sollen künftig politische Entscheidungen getroffen werden. In einer von der Stadt Wien herausgegebenen Studie über die Grundlagen zur Implementierung der Diversitätspolitik heißt es: *In einer Stadt, die ihre Vielfalt bejaht, gelten Zuwander-Innen nicht mehr primär als eine Zielgruppe von sozialpolitischen Maßnahmen, sondern zunächst einmal als die Bürgerinnen und Bürger. Menschen mit einem Migrationshintergrund – in der ersten oder zweiten Generation, mit Staatsbürgerschaft oder ohne, dauerhaft oder temporär ansässig – werden als ein selbstverständlicher Teil der Bevölkerung betrachtet. Diversitätsorientierte Städte folgen der Einsicht, dass sie selbst, als politisches Gemeinwesen und Verwaltung, gefordert sind, sich auf den Wandel in der Stadt einzustellen und zu verändern.*⁵⁸

Das 2003 beschlossene Wahlrecht für Zuwanderer auf Bezirksebene kann als erster konkreter Schritt in diese Richtung gesehen werden.

⁵⁷ 10 Jahre Wiener Integrationsfonds. Lobbying fürs Miteinander, in: Rathauskorrespondenz, 4. 4. 2002. Die Tätigkeit des bereits bestehenden Zuwanderer-Fonds konzentrierte sich fortan in erster Linie auf Zuwanderer aus den österreichischen Bundesländern.